

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Guefel

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Germann Rauch, Wiesbaden

Rachdruck aller Rechte vorbehalten

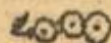
Nummer 41

Sonntag, den 9. September 1917

35. Jahrgang.

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 9. September (15. Sonntag nach Pfingsten): Vergil; Montag, 10. September: Nikolaus v. Tolentino; Dienstag, 11. September: Felix und Regula; Mittwoch, 12. September: Guido; Donnerstag, 13. September: Notburga; Freitag, 14. September: Kreuzerhöhung; Samstag, 15. September: Vitomedes.



Fünfzehnter Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Lukas 7, 11—16.

In jener Zeit kam Jesus in eine Stadt, welche Naim hieß; und es gingen mit ihm seine Jünger und viel Volk. Als er aber nahe an das Stadttor kam, siehe, da trug man einen Toten heraus, den einzigen Sohn seiner Mutter, die Witwe war; und viel Volk aus der Stadt ging mit ihr. Da nun der Herr sie sah, ward er von Mitleiden über sie gerührt und sprach zu ihr: Weine nicht! Und er trat hinzu und rührte die Bahre an (die Träger aber standen still). Und er sprach: Jüngling, ich sage dir, steh auf! Da richtete sich der Tote auf und fing zu reden an. Und er gab ihn seiner Mutter. Es ergriff sie aber alle eine Furcht, und sie lobten Gott und sprachen: Ein großer Prophet ist unter uns aufgestanden, und Gott hat sein Volk heimgesucht.

*

Altar und Priester

(Fortsetzung)

Bei einigen Sakramenten tritt der Priester mit den Gläubigen in engere Fühlung. Das sind zunächst einmal die Krankensakramente, also Krankenbeichte, die Krankensalbung und die heilige Delung. Es ist Pflicht des Pfarrers, die Kranken seiner Gemeinde zu besuchen, und zwar nicht nur dann, wenn er ihnen die letzten Sakramente reichen will, sondern auch zu anderen Zeiten. Kranke Leute gibt es in jeder Pfarrei, freilich in der einen mehr als in der anderen. Und es ist auffallend, wie sich manche Gemeinden durch einen hohen Prozentsatz von Gesunden, andere durch einen hohen Prozentsatz von Kranken auszeichnen, so daß auch der Pfarrer einer kleinen Gemeinde oft viele Arbeit damit hat. Allein die Krankenbesuche gehören zu jenen Arbeiten des Seelsorgers, die er zu den liebsten und lohnendsten rechnet. Sie bringen ihn unmittelbar in die Familie und damit zur unmittelbaren Einwirkung auf sie. Er lernt hier die Sorgen und Nöte des Kranken und seiner Familie durch Augenschein kennen. Wohnungsnot, Lebensmittelnot, Dürftigkeit, Mangel an Bedienung, Plage, Reinlichkeit und so manches andere sieht er mit eigenen Augen und kann dementprechende Belehrungen und tatsächliche Hilfeleistungen folgen lassen.

Man könnte hier fragen: Ja, was will denn der Priester bei seinen Krankenbesuchen, wenn der Kranke ihn nicht bestellt hat? Der Zweck der priesterlichen Krankenbesuche zielt nicht bloß auf die Gewinnung des Kranken zum Sakramentenempfang, sondern auf die möglichst gezielte Ausübung des Krankenlagers zum Heile seiner Seele. Und um dessentwillen ist der Krankenbesuch dem Seelsorger zur schweren Pflicht gemacht und sollten die Gläubigen den Priester von jedem Krankheitsfall in ihrer Familie wissen lassen.

Wer krank geworden ist, — ich meine natür-

lich nicht leichteres Unwohlsein, Magenverstimmung, Katarrh, Kopfschmerz, sondern ernsthafte oder sich lang hinziehende Krankheiten, — ist zunächst leicht verdrießlich, ärgerlich, mismutig, namentlich dann, wenn durch die Krankheit das Geschäft leidet, die Berufsarbeit stockt, wichtige Termine nicht eingehalten und festgelegte Arbeiten nicht erledigt werden können. Von Seiten der Angehörigen nimmt er nicht gerne Belehrung und Aufmunterung an. Gleich ist er verlegt/beleidigt, erzürnt. Das Betragen in kranken Tagen will nämlich gelernt sein. Wenn nun so ein Krankenschmerz, der noch nie krank gewesen ist, der gar nicht weiß, was das heißt krank sein, auf einmal im Bett bleiben muß, stillhalten muß, nicht essen darf, was er immer gern gegessen hat, und noch in manchen anderen Dingen sich Einschränkungen und Entbehrungen gefallen lassen muß, den Besuch seines Pfarrers erhält, dann ist er unter dem Einfluß dieser Besuche viel eher geneigt, sich in die unvermeidliche Krankheit zu fügen, die Ungeduld zu meistern und sein Wollen, sein Begehren, sein Verlangen zu zügeln. Es ist eine falsche Meinung, daß der Priester bei einem Krankenbesuche sogleich von Beichten und von der heiligen Delung sprechen werde. Die Erfahrung lehrt, daß der Mensch bei solchen unvermittelten Anweisungen auf die letzten Dinge leicht erschrickt, das Gleichgewicht der Sache verliert und in vielen Fällen erst recht nicht geneigt ist, auf das Vorhaben des Priesters einzugehen. Abgesehen von eiligen Fällen, wo der Priester zu einem Sterbenden gerufen wird, haben die gewöhnlichen Krankenbesuche vorerst nicht den Zweck, den Kranken zum Empfang der Sterbesakramente zu bewegen, sondern sie wollen, wie die Besuche irgend eines Laien, ein Werk der Nächstenliebe erfüllen. Die Kranken besuchen, geht immer und gilt auch jetzt noch bei zivilisierten Völkern als ein eozes Werk der Liebe zum leidenden Mitmenschen. Die Kranken sind meistens allein. Die Angehörigen können nicht — außer der Kranke verlangt infolge seines Zustandes die fortwährende Anwesenheit einer dienenden Person, — den ganzen Tag sich mit dem Kranken beschäftigen. Sie haben ein jeder seine eigene Arbeit. Da sind die Kranken in den meisten Fällen dankbar, wenn Sie Besuch bekommen, der die Eintönigkeit der Krankenstube unterbricht, der allerhand Neuigkeiten mitbringt, kurzweilige und ergötzliche Sachen zu erzählen weiß, die trüben Gedanken vercheut und Hoffnung und Vertrauen weckt. Dahin zielen denn auch zunächst die Besuche, die der Seelsorger macht. Der Priester sucht zuerst das Vertrauen des Kranken zu gewinnen. Die Kranken haben fast alle die Neigung, den Anfang und Verlauf ihrer Krankheit zu schildern. Diese Schilderung wächst sich gewöhnlich aus zu einer Erzählung des ganzen Lebens, der Sorgen und Arbeiten und Enttäuschungen, die der bisherige Lebenslauf mit sich gebracht hat. Alle Familienglieder marschieren da auf, die ganze Verwandtschaft, die Toten und Lebendigen, treten auf die Bühne, so daß der Priester, ohne zu fragen, einen Einblick in die ganzen Familienverhältnisse gewinnt. Damit hat der Kranke ein großes Stück seines eignen Innern enthüllt, er hat den Priester zum Vertrauten seiner Familie gemacht und aufgrund dieser Kenntnis kann der Priester später, wenn es nötig wird, anknüpfen, seelisch einwirken und den Sakramentenempfang vorbereiten.

Hat der Priester durch die Gabe der Unterhaltung, durch liebevolles Eingehen auf die Interessen und die Gedankenwelt des Patienten, durch Bekundung seiner Teilnahme mit der Lage

des Kranken, gegebenenfalls auch durch kleinere Gefälligkeiten, Beforgung von Mitteilungen, Botenschaften und ähnliche Dinge das Vertrauen des Kranken erlangt, dann freut sich der Kranke allemal auf den Besuch seines Seelsorgers. Die Besuchstage sind ihm wirkliche Tage der Erholung und Erfrischung, die auf den Verlauf der Krankheit körperlich und geistig einen guten Einfluß haben.

Es kann natürlich nicht ausbleiben, daß der Geistliche mit der ganzen Familie des Kranken näher bekannt wird. Wie von selbst öffnen sich ihm die Herzen, man wird mitteilbarer und vertraut ihm die Sorgen und Gedanken der Familie an, und hört seinen Rat. Und je eifriger der Priester mit seinen Krankenbesuchen war, desto höher steigt er in der Achtung und Verehrung der Leute, sie bewahren ihm auch nach seinem Scheiden aus der Pfarrei noch jahrelang die Treue und Anhänglichkeit dafür, daß er einst in Tagen der Deimlichkeit der Familie Beistand geleistet und den Vater, die Mutter oder sonst ein teures Familienmitglied für die Ewigkeit vorbereitet hat.

Auch zu jenen Kranken bemüht sich der Pfarrer, die keineswegs an einem schweren, gefährlichen Leiden darniederliegen, sondern die vielleicht jahrelang bettlägerig sind, gelähmt, verkrüppelt oder vom hohen Alter gebeugt, das Wehen verlernt haben und nicht mehr in die Kirche gehen können. Für einen, der sein Lebtage die Kirche gern besucht und sich am Pfarrgottesdienste erbauet und Anregung für sein ganzes sittliches Verhalten gefunden hat, ist die Entbehrung der Kirche ein hartes Stück. Der Priester hört da oft von ganz einfachen, jeder höheren Bildung unkundigen Leuten eine so hohe Auffassung über Kirchgehen und Gottesdienst, daß er voll Staunen zu ihnen hinauf blickt, die die Gnade des Herrn so wunderbar geführt. Da sie also nicht zur Kirche gehen können, bringt ihnen der Pfarrer gleichsam die Kirche ins Haus, indem er sie, etwa alle Woche, besucht, ihnen durch religiösen Zuspruch in Anlehnung an das Sonntagsevangelium die Seele erhebt, aufrichtet, daß sie ihr Leid um Gotteswillen tragen und für den Himmel verdienstlich machen. Von Zeit zu Zeit bringt er ihnen den wirklichen Himmel und seinen Geist in der hl. Kommunion. Jesus, der Wunderthäter, der so viele Kranke geheilt, der sich gerade der notleidenden Menschen angenommen, dessen Seelsorge fast ganz in der Sorge für die leiblich und geistig Darbenden aufging, dieser kommt wirklich und leiblich zum Kranken. Was wird er ihm wohl bringen? Kein äußerliches sichtbares Wunder, keine Krankenheilung, aber etwas, was eine Heilung auswirkt: das Wissen in der Erkenntnis, daß alles Kranksein, alle Not und jedes Leid recht getragen, uns unserm Herrn und Meister ähnlich macht und uns einen hohen Sitz in der Ewigkeit verschafft.

Handelt es sich um Kranke, die mit ihren religiösen Pflichten im Rückstand sind, oder um solche, die voraussichtlich mit ihrer Gesundheit nicht mehr zurechtkommen, oder die in direkter Todesgefahr sich befinden, dann wird des Priesters Tätigkeit vor allen Dingen darauf hingingen, den Kranken zu einer guten Beichte vorzubereiten. Kommunion und Delung zu empfangen, bietet bekanntlich keine Schwierigkeit. Das Hindernis wird in der Beichte gefunden, denn da handelt es sich um das Bekenntnis schwerer Schuld, Gutmachen von Vergehen gegen das Eigentum und die Ehre des Nächsten, Verurteilen von vielleicht ein ganzes Lebensalter währenden, höchst sündhaften und anstößigen Gewohnheiten und Leidenschaften und eines ärgerlichen Lebenswandel.

bels. Weiter ist hinderlich die Scheu vor dem Betreten der Wohnung durch den Priester im Ornat, d. h. in der kirchlich vorgeschriebenen Amts- kleidung mit Käsler und Laterne und Wädschen, in der Annahme, die Nachbarschaft werde auf den schwer Kranken aufmerksam und die Vorstellung werde erweckt, es gehe mit ihm zu Ende. In der Großstadt fällt dieser Grund fort, da dort die Geistlichen in ihren weltlichen Kleidern ohne jedes äußere Erkennungszeichen und ohne jede Begleitung das Allerheiligste zu den Kranken tragen. Aber anderswo spielt die Vorstellung von „Aufsehen machen durch das Versehen“ eine große Rolle und der Geistliche muß oft gerade diesen Widerstand überwinden, und das „Aufsehen machen“ ausreden, ehe er zum Ziele kommt.

Unser ganzes Leben zielt nach der Ewigkeit und nach der Vorbereitung dazu. Unser Leben soll durch entsprechenden Wandel die Vorbereitung für die Ewigkeit sein. Aber, wie die schöne Parabel des Heilandes belehrt, treten einzelne gleich am Morgen ihres Lebens in den Dienst Gottes ein, andere um die neunte Stunde, das heißt im gerechten Mannesalter, wieder andere gar erst in der elften Stunde, das ist kurz vor ihrem Lebensende. Diese letzten empfangen aber, wie das Evangelium ausdrücklich hervorhebt, gerade soviel Lohn wie die, die vom frühen Morgen an im Weinberge des Herrn standen. Es kann also einer, das will der Heiland damit sagen, auch noch auf dem Todesbette sein Heil wirken und sich den Himmel verdienen. Aber immer gilt dies als Ausnahme, und es würde einer in Gefahr laufen, ewig verloren zu gehen, wollte er sich darauf verlassen, sein ganzes Leben als Feind Gottes zuzubringen, in der Hoffnung, noch in letzter Stunde als Freund Gottes dazustehen und gerettet zu werden. Die Todesstunde entscheidet, diese Wahrheit ist unter dem kathol. Volke allgemein gültig, entgültig über die Ewigkeit. „Wachet also, denn ihr wißt weder den Tag noch die Stunde.“ (Matth. 25, 13). „Wenn der Baum fällt, dann Säulen oder Wunden, so bleibt er an dem Orte wo er gefallen ist, liegen.“ (Eccl. 11, 3). Es ist auch gut, daß uns die Stunde unseres Hintertretens vor den ewigen Richter nicht enthüllt ist. Wäre unsere Todesstunde uns bekannt, dann wäre ja dem Vasterleben Tür und Thor geöffnet. Der Mensch hätte für ein reines, gottgefälliges Leben kein Ohr mehr, da er sich ja sagt: Eine halbe Stunde vor dem Tode beichte ich noch schnell, und dann ist alles in Ordnung. So aber hängt über seinem Haupte an einem dünnen Faden das scharfgeschliffene Schwert, bereit, jeden Augenblick den unbüßfertigen Sünder zu treffen. Und diese gefährliche Unsicherheit ist doch ein starker Antrieb für jene, die veranlagt sind, nur in der Furcht ihr Heil zu wirken.

Gelingt es dem Priester und seinen Gebeten, die wirksame Gnade der Bekehrung über einen langjährigen Sünder herabzurufen, dann genießt er eine der reinsten Priesterfreuden. Dann teilt er die Freude des guten Hirten Jesus, der von sich sagt: „Ich bin der gute Hirt, und ich habe noch andere Schafe, die nicht aus diesem Schafstalle sind; auch diese muß ich herbeiführen, und sie werden meine Stimme hören.“ (Joh. 10, 16.) Und jenes andere herrliche Wort des guten Hirten: „Wer von euch, der hundert Schafe hat und eins davon verliert, läßt nicht die 99 in der Wüste und geht dem verlorenen nach, bis er es findet? Und hat er es gefunden, so legt er es mit Freuden auf seine Schultern, und wenn er nachhause kommt, ruft er seine Freunde und Nachbarn zusammen und spricht zu ihnen: Freuet euch mit mir, denn ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war.“ (Luk. 15, 4, 5, 6.) Hier bestätigt sich das eigentliche Wirken des Priesters, des Seelsorgers, dessen letztes Ziel doch das ist, die unsterblichen Seelen den Klauen des höllischen Feindes zu entreißen und sie hinaufzuleiten zum Angesichte Gottes. Auch wenn der Fall noch so verzweifelt liegt, wenn der Mensch, in seiner Willenskraft durch jahrelang fortgesetztes Sündigen geschwächt, sich nicht geben will, der Sünder nicht entsagen will, der treue Seelsorger verzagt nicht. Was er nicht selber fertig gebracht, das empfiehlt er munter gänzlich der Barmherzigkeit des Herrn, der „gnädig und barmherzig, langmütig und von großer Erbarmung ist.“ (Ps. 102, 8.) Das heiligste Herz des Gottmenschen, dem, als es noch auf Erden schlug,

nichts widerstehen konnte, wird sich dieses Sünders erbarmen. Täglich gedenkt der Priester seiner am Altare des Herrn, daß das Blut Jesu auch für ihn nicht umsonst vergossen sein möge. Und selbst wenn der Kranke ohne äußere Ausöhnung, ohne Beicht in die Ewigkeit geht, ist der Priester weit entfernt, den Stab über den Armen zu brechen, eingedenk des Heilandswortes: „Nichtet nicht, damit auch ihr nicht gerichtet werdet.“ Die letzten Gedanken und Empfindungen des Sterbenden sind uns verborgen, und es ist wohl möglich, daß ein solcher noch Willensentschlüsse im Innersten seiner Seele faßt, die die Grundzüge einer tiefen Liebesreue ausmachen und damit Sünde und Schuld sofort hinwegnehmen. Das ist eine Wahrheit, die auf sicherer Grundlage ruht und nicht bloß dem Priester, sondern auch den Angehörigen eines Verstorbenen zum christlichen Hoffnungsreichen Troste gereicht.



Der hl. Guido von Anderlecht, unbeachtet von der Welt, in Ehren bei Gott

(12. September.)

„Was vor der Welt töricht ist, hat Gott erwählt, um die Weisen zu beschämen; und das Schwache vor der Welt hat Gott erwählt, um das Starke zu beschämen.“
(1. Corinth. 1, 27.)

Schön ist die Tugend an dem Hochgestellten mit dem goldenen Szepter der Herrschaft, mit dem silbernen Stabe der Führung, mit dem kostbaren Buche der Weisheit; weithin sendet sie ihre leuchtenden und wärmenden Strahlen, zieht auf sich die bewundernden Blicke der Menschen, lockt die Herzen, erfreut die Gemüter, gießt Heil und Segen aus über Tausende. Aber fast noch schöner erscheint uns die Tugend in den Niederungen des Lebens, in den Klüften der Armut, an Männern, die das Werkzeug führen und gemeine Arbeit tun: hier erstrahlt die Tugend in ihrer ganzen Herrlichkeit und Macht, ohne die Hilfe menschlicher Einsicht und Bildung, ohne die Stütze der Anerkennung und Ehre vor der Welt, ohne die ermutigende Hoffnung, daß sie Ramhautes schaffe für die Menschen.

Guido ward geboren im Flecken Anderlecht bei Brüssel. Seine Eltern lebten in Dürftigkeit und Armut. In dieser harten Schule lernte er frühzeitig Lebensernst und Entbehrung kennen. Je weniger das äußere Leben ihm bot, desto mehr schuf er sich mit Gottes Gnadenhilfe in seinem Innern ein ruhiges, sicheres Menschenglück, das die Welt nicht „geben und nicht nehmen kann“. Bei dem schmalsten Brote und dem geringsten Kleide war er so dankbar, so freudig und zufrieden, als hätte er keine Ahnung, daß es Besseres und Schöneres gebe. Wenn andere Arme und Arbeiter mit Knirschen und Fluchen auf den Ueberfluß und Luxus der Stadt Brüssel schauten, dann dachte er an den, der nicht hatte, „wohin er sein Haupt legen konnte“.

Schon als kleiner Knabe mußte er auf Kinder- spiel verzichten, um mit seinen schwachen Kräften die Eltern im harten Broterwerbe zu unterstützen. Rand er einen Augenblick Zeit, so eilte er in die Kirche, um seinen Heiland im Tabernakel zu begrüßen, oder er suchte einen Kranken durch irgend einen Dienst zu erfreuen. So vergingen seine ersten Jugendjahre: Manches reine, innige Herzensfreude, aber auch manche stille Träne, manch herbe Enttäuschung. Die Reichen und Vornehmen beachteteten den Knaben nicht, der — als einer unter so vielen — im abgetragenen Kittel, mit blauen Händchen im Strassenschmutze seine Arbeit verrichtete. Aber das Auge der Engel und des göttlichen Kinderfreundes ruhte mit Liebe und Freude auf ihm.

Als er erwachsen war, brachte er seine freien Stunden meistens bei den Brüdern eines Klosters zu. Mit gespanntester Aufmerksamkeit lauschte er ihren Reden und Erzählungen von den frommen Einsiedlern der alten Zeit. Gerne hätte er solche heiligen Einsiedler aufgesucht. Da es aber bei Brüssel weder eine ägyptische Wüste, noch einen heiligen Eremiten Antonius gab, so wollte er wenigstens in die Fremde gehen, um unter fremden Menschen die Kunst der Selbstverleugung zu

lernen. Vertrauens auf Gottes Führung, wanderte er fort. Eines Abends kam er in das Dorf Aalen. Dort war eine Kapelle, der Mutter Gottes geweiht. Er trat ein. Hinblickend auf die Gottesmutter mit dem Jesuskinde, dachte er daran, wie auch sie einstens in die Fremde ziehen mußte. Innig und lange empfahl er sich dem Schutze Mariens, bis die Nacht ihre Schatten auf ihn herniederstürzte. Dann ging er zum Pfarrer und bat um Verberge. Dieser ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und war ganz überrascht, bei diesem einfachen und schlichten Fremdling nicht bloß einen überaus milden und verständigen Sinn, sondern auch eine ungewöhnliche Kenntnis des geistigen Lebens zu finden. Er stellte ihn an als Kirchen- diener.

Guido sah in dieser Anstellung einen der schönsten Träume seiner Jugend sich verwirklichen. Die Wohnung des eucharistischen Heilandes pflegen, in seiner Nähe Gottes weilen zu können, das dünkte ihm ein wahrer Vorgesmack der himmlischen Seligkeit. Es war eine Lust, zu sehen, mit welcher Sorgfalt, mit welcher Freude und Ehrerbietigkeit der neue Kirchendiener seines Amtes waltete. Er hielt den Altar in glänzender Reinheit, — die Wände, den Boden staublos und schmutzlos; er wusch und reinigte die kirchlichen Geräthe und Geräte, daß nicht die geringste Makel daran blieb; er schmückte und zierte das Gitter des Altars, das Bild Marias und die Bildnisse der Heiligen mit Blumenkränzen und Laubgewinden. — Und das alles aus Liebe zu dem, der still im Tabernakel wohnte.

Doch nun geschah etwas, das uns zeigt, daß auch die Heiligen vor Fehltritten und unüberlegten Handlungen nicht sicher sind. Es kam nach Aalen ein frommer und reicher Kaufmann aus Brüssel. Dieser lernte den eifrigen Kirchendiener kennen, fand Wohlgefallen an ihm und wollte ihn aus seiner Armut befreien. Er rebete ihm zu, den Kirchendienst zu verlassen, mit ihm zu kommen und sich dem Handel zu widmen. Bei seiner Zuverlässigkeit, Treue und Geschicklichkeit könne er ihm ein sehr lohnendes Verdienst sichern. — Bieleicht erwachte in Guido der alte Wandertrieb. Er ließ sich überreden und ging mit dem Kaufmann auf dessen Schiff. Doch das Schiff lief auf eine Sandbank fest und war trotz aller Anstrengung nicht mehr loszubringen. Guido, der seinen übereilten Schritt schon bereute, sah in diesem Unfall ein mißbilligendes Zeichen des Himmels. Er nahm Abschied von dem Kaufmann, setzte ans Land und kehrte zurück zur verlassenem Kirche und zum Bilde der allerheiligsten Jungfrau.

Manche Jahre versah er nun noch seinen Dienst. Indes, einen Wunsch, den vermochte er nicht zu unterdrücken. Der wurde immer stärker in ihm: einmal die heiligen Stätten besuchen, einmal den Boden betreten und verehren, der durch die Fußspuren des göttlichen Heilandes, durch seinen Schweiß und durch sein heiligstes Blut geheiligt. Er versagte sich jeden leiblichen Genuß, sparte Pfennig zu Pfennig zusammen, um endlich die Wallfahrt nach Rom und Jerusalem unternehmen zu können.

Voll heiliger Sehnsucht machte er sich auf, besuchte die Gräber der Apostel, durchwanderte Palästina nach allen Richtungen, stets folgend den Schritten des Herrn. — Nach siebenjähriger Wanderschaft gelangte er wieder nach Rom. Hier traf er seinen alten Dechanten von Anderlecht, der mit einigen Gefährten im Begriffe stand, auch eine Wallfahrt nach Jerusalem zu machen. Freudig grüßte er sie mit Namen. Aber sie erkannten ihn nicht; denn sein Gesicht war von der Sonne gebräunt; Haare und Bart waren lang und dicht gewachsen; die Glieder waren durch Fasten und Mühen dünn und dürr geworden.

Nachdem die erste Freude des Wiedersehens vorüber war, sagte der Dechant: „Gott hat dich zu uns geführt. Du bist der Wege, der fremden Sprache und Sitte kundig. Sei unser Führer und Geleitsmann. Gott wird's dir lohnen.“ — Freudlich willigte er ein und kam so zum zweiten Male nach Jerusalem. Auf der Rückreise starb der alte Dechant. Guido begrub ihn und brachte nach beschwerlicher Reise seinen goldenen Ring dessen Freunden und Angehörigen nach Anderlecht.

Ermattet und erschöpft sank Guido zusammen. Leise verzehrten sich die letzten Tropfen des Lebens. Ruhig und friedlich, den Schimmer der Verklärung auf dem Antlitz, ent-

schief er im Jahre 1012. Vor seinem Ende erfüllte ihn himmlisches Licht das Haus. Wunderbare Helligungen ereigneten sich an seinem Grabe, worauf dann eine Kapelle der seligsten Jungfrau darüber gebaut ward.

Wer immer gleich mit Klagen
Ihr Jammer in der Hand,
Der hat nicht viel ertragen,
Ihr Unglück nie gekannt. P. M. Sch.

Oeffe

Weggeleitet zum Glücke

Von P. M. Sch. O. F. M.

Von den Geboten Gottes.

Erstes Gebot.

Fortsetzung: Ergebung in Gottes Willen.

Die innere Gottesverehrung verlangt, daß wir im Innern unserer Seele die Herrschaft, Hoheit und Würde Gottes anerkennen, und daß wir infolge dieser Anerkennung uns Gott hingeben, uns dem Willen Gottes unterwerfen. Dies geschieht nun (wie wir schon besprochen) besonders dadurch, daß wir an Gott glauben, auf ihn hoffen, ihn lieben, ihn anbeten — und überhaupt zu ihm beten — ihm danken und uns seinem Willen unterwerfen.

Die Unterwerfung unter den Willen Gottes oder die Hingabe an Gott, oder die Ergebung in den Willen Gottes besteht darin, daß wir bereit sind, alles dasjenige, was uns infolge der von Gott getroffenen Einrichtungen in der Welt begegnen wird, und was Gott über uns beschlossen hat, mit Zufriedenheit zu erwarten; daß wir willig und gern annehmen, was Gott an uns tut, in der festen Ueberzeugung, daß es das Beste ist, auch wenn es mit unseren Einsichten und Empfindungen nicht übereinstimmt. Kürzer ausgedrückt, würde es heißen: Ergebung in den Willen Gottes ist die Bereitwilligkeit, alle unsere Wünsche, Empfindungen und Hoffnungen dem Gutbefinden und den Fügungen Gottes zu unterwerfen.

Wer die Tugend der Ergebung in den Willen Gottes pflegt, der läßt damit in hohem Maße die innere Gottesverehrung; denn er erkennt damit an: 1. daß nichts geschieht ohne den Willen Gottes, gemäß dem Worte Jesu: „Rein Sperling fällt vom Dache ohne den Willen meines Vaters, der im Himmel ist“; 2. daß der Wille Gottes in allem gerecht ist und zugleich für uns nur das Beste wollen kann; 3. er hat die Absicht, bei allen seinen Arbeiten und Unternehmungen zuerst nach dem Willen Gottes zu fragen; 4. er erträgt alles, was ihm auch zustoßen mag, mit Gelassenheit und Ruhe, mag es seinen Wünschen entsprechen oder nicht; 5. ja er befreit sich sogar, über die Fügungen Gottes sich kindlich zu freuen, und nichts anderes zu wünschen, als daß der Wille Gottes an ihm selbst und an anderen möglichst vollkommen geschehe: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden!“ Fürwahr! eine herrliche Tugend! Gleich wichtig für die Ehre Gottes, wie für das Glück des Menschen.

Billig und vernünftig ist die Ergebung in den Willen Gottes; denn Gott ist unser Oberherr, der sowohl im allgemeinen, wie im besonderen die Schicksale der Menschen regiert. Von ihm hängen wir vollständig ab, darum ist es billig, daß wir ihm auch freiwillig das Opfer unseres Willens bringen. Job sagt: „Gott ist größer als der Mensch. Du redest mit ihm, daß er nicht auf alle Fragen dir antwortet?“ Job 33, 12. 13. Sehr einträglich fordert uns der Prophet Jeremias zur Ergebung in Gottes Willen auf, wenn er sagt: „Sagt denn der Ton zu seinem Töpfer: Was machst du?“ Jer. 18, 6. Aber auch deswegen ist es billig, sich in Gottes Willen zu ergeben, weil wir ja viel besser aufgehoben sind, wenn wir dem Willen Gottes folgen, als wenn wir unserem eigenen Willen folgen. Mit unendlicher Güte und Weisheit versorgt Gott über uns. „Alle Wege des Herrn sind Barmherzigkeit und Wahrheit: denen, die seinen Bund und seine Zeugnisse halten.“ Ps. 24, 10.

Vortrefflich ist die Tugend der Ergebung in Gottes Willen: 1. durch sie sind wir in den Stand gesetzt, uns gegen die Gefahr unserer Leidenhaftigkeiten und gegen die Unbeständigkeit unseres Willens zu sichern; 2. durch sie bewahren wir Ruhe und Gleichmut in der Gegenwart und bleiben ohne fällige Besorgnis wegen der Zukunft; 3. durch sie bringen wir Gott das edelste und Gott angenehmste Opfer, was wir bringen können. Kein Gut von höherem Werte kann der Mensch seinem Gott und Herrn zu Füßen legen, als den eigenen Willen; 4. durch die vollkommene Ergebung in den Willen Gottes gelangt der Mensch zur vollkommensten Vereinigung, zu welcher ein Geschöpf mit seinem Schöpfer nur immer gelangen kann.

St. Franziskus sagt: „Die Ergebung in Gottes Willen ist die Tugend aller Tugenden, die Blüte der Liebe, der Geruch der Demut, das Verdienst der Geduld, die Frucht der Beharrlichkeit. Groß ist diese Tugend und allein würdig, von den Kindern Gottes geliebt zu werden.“ — Der hl. Chrysostomus sagt: „Du wirst Gott mehr gefallen, wenn du dich in der Krankheit deinem Willen unterwirfst, als wenn du in der Gesundheit noch so viel Gutes tust.“ — Ein Altvater wurde einstens gefragt, welches denn der enge Weg zum Himmel sei? Hierauf gab er die schöne Antwort: „Der schmale Weg zum Himmel besteht darin, daß der Mensch seine Neigungen und seinen Willen unter den Willen Gottes beuge, und mit kraftvoller Ueberwindung diesem gänzlich unterwerfe. Nur wer seine Neigungen und den eigenen Willen ganz dem Willen des Herrn hingibt und gleichsam zum Opfer gebracht hat, kann auch mit den Aposteln sagen: „Steh, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt.“

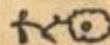
Notwendig ist endlich die Tugend der Ergebung in den Willen Gottes. Abgesehen davon, daß sonst unser schlimmster Feind, der eigene Wille, uns verderben wird, verlangt Gott auch ausdrücklich diese Tugend. „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoff auf ihn: er wird's schon machen.“ Ps. 36, 5. „Alle eure Sorgen werft auf den Herrn, denn er sorgt für euch.“ 1. Petr. 5, 6. — „Wandelt wie Kinder des Lichtes, erforschend, was Gott wohlgefällig sei.“ Ephes. 5, 8.

Der Unglaube behauptet, durch die Ergebung in den Willen Gottes würde dem Menschen jener Mut und jenes Selbstbewußtsein genommen, das er unbedingt nötig habe, um etwas Großes zu leisten. Ein bekannter Vorkämpfer des Freidenkertums sagt: „Kann es nach dem Christentum eine ärgere Sünde geben, als wenn der Mensch sich selbst vertraut? Er gilt als hoffnungslos verloren, wenn er den eigenen Kräften vertraut. Aber Mut und Freude sind die Tüchtigen zu großen Taten.“ — So geht's immer: Weil man dem Christentum nichts anhaben kann, wenn man es recht versteht, deshalb stellt man es falsch dar, sei es aus Unwissenheit, sei es aus Bosheit. Das Christentum nimmt dem Menschen das Selbstvertrauen nicht, nimmt ihm auch Mut und Freude nicht. Im Gegenteil: der gläubige Christ hat unter sonst gleichen Verhältnissen viel mehr Vertrauen und mehr Mut und Zuversicht, weil er weiß: wenn ich das Meinige tue und mich in Gottes Willen ergebe, kann's ganz unmöglich schief gehen, weil Gottes Wille geschieht. Wer ergeben ist in Gottes Willen, weiß recht gut, daß er Großes ist und Großes kann. Dafür ist er Gott dankbar und hat Selbstvertrauen. Aber im Hinblick auf Gott erkennt er dankbar an, daß alles was er hat, Gottes Gaben sind, und daß alles sein Wissen und Können im Vergleich zu Gottes Macht und Weisheit erbärmliches Stäbchen ist. Darum wünscht er nichts anderes, als daß Gottes Wille geschehe. Wo der Unglaube zusammenbricht und verzweifelt, da bleibt die Ergebung in Gottes Willen gelassen und ruhig und hat Kraft zu neuem Beginnen.

Der hl. Remigius, Erzbischof von Rheims, hatte, in Voraussicht einer großen Teuerung, viele Vorräte von Getreide angekauft, um den Dürftigen zur Zeit der Nothelfen zu können. Uebelgesinnte Menschen riefen einander zu: „Was beabsichtigt denn dieser

alte Mann von 80 Jahren? Will er etwa einen Getreidehandel führen und zuletzt noch Kornwucherer werden?“ — Von Reid und mutwilliger Bosheit getrieben, warfen diese verwilderten Menschen Feuer in die Scheunen des Erzbischofs. Von diesem angelegten Feuer benachrichtigt, steigt Remigius zu Pferde und eilt, die Vorräte zu retten. Aber es war zu spät. Alles war ein Feuermeer. Was tat nun der so schwer und so unschuldig getränkte Erzbischof bei diesem Anblicke? — Gelassen steigt er vom Pferde, tritt recht nahe an das Feuer heran wie einer, der sich wärmen will — es war strenge Winterkälte — und sagt: „Einem alten Manne, wie mir, tut immerhin ein Ofen gut.“

Ich bitte nicht in meinen Velden:
O Vater, nimm Du sie von mir;
Auch bitt ich nicht in meinen Freuden:
Erhalte, Schöpfer diese mir!
Nur um ein Dir ergebnes Herz,
Bist ich in Freuden und im Schmerz.“ (Gehrig.)



Steine und Blumen

S. L.

Einer unserer neueren Dichter erzählt, wie er in der Kindheit von seinem Vater auf den Acker geschickt worden sei, um Steine zusammenzutragen. Da — als er auf dem Acker stand, lag eine Hummel herbei, eine von den großen schwarzen, mit dem weißen Hinterleib. Die flog und summt von Stein zu Stein. Und aber all, wo sie sich niederließ, da fand eine große gelbe Blume statt des Steines. Das Kind sprang lustig hinter der Hummel her und plückte die Blümchen, die die Hummel ihm wies, in seinen Hut, bis der Hut voller Blumen war. Mit dieser schönen Beute kam der Knabe heim. Da stand der Vater am Brunnen und machte ein finsternes Gesicht: „Nun, wo sind die Steine?“ Das Kind rief glücklich lachend: „Es waren keine Steine mehr da — die Hummel hat sie alle in Blumen verwandelt.“ Jörnig hob der Vater die schwere Hand, um zuzuschlagen: „Hast wieder geträumt, Bub?“ Aber die Mutter fiel ihm in den Arm und sprach: „Lass ihn, er ist ein Glückskind. Denn er ist ausgeendet, um Steine zu tragen — und liehe da! er findet Blumen!“

Ist das nicht eine Geschichte für unsere Zeit? Wenn ich einen Wunsch frei hätte, diesen Wunsch würde ich sofort aussprechen: „Ich möchte ein Glückskind werden wie dieser Knabe. Ich möchte diese unsere Zeit so durchleben, daß ich überall unter dem Hauken der Steine, die auf dem Acker unseres Volkslebens liegen, die Blumen wachsen sehen dürfte, die dort im Hülsen zu sprechen beginnen!“ Wer dieses Glück hätte, solch ein Kind zu sein, das Steine schleppen soll und Blumen findet, der wäre selig! Das wäre mehr wert als der glänzendste Reichtum, den ein Mensch gewinnen kann.

Mag sein, daß ihr damit nicht so recht übereinstimmt! Ich höre euch sagen: „Ach, das Kind war doch recht kindisch! Ihm dünnten die Steine eine beschwerliche Last zu sein. Darum ließ es sie liegen. Es hat sich einfach verpielt. Denn spielen war ihm lieber, als seinen Rücken beugen!“ Was soll ich lernen von einem verpielteten Kind? Davon halte ich nichts. Denn ein verpieltetes Kind wird auch im späteren Leben nicht viel. Es wird immer etwas von dieser weichen und faulen Art an sich haben. Es wird kein hartes Brett bohren wollen. Es wird an keine schwere Not heran gehen. Es wird sich um alles Unbequeme im Leben herumdrücken. Und von solchen Leuten kann ich mit dem besten Willen nicht viel halten. Darum kann ich auch von dieser spielerischen Art nichts lernen.“

Ich gebe euch nicht unrecht. Denn ich sehe viele unserer Volksgenossen, die sich um die Steine herumdrücken, die unser Leben beschweren. Viele, die diese Steine nicht sehen wollen und dafür nach allerhand Blumen springen, mit denen sie sich schmücken und mit denen sie sich völlig zufrieden gestellt sehen. Sie sind von Gott ausgenommen, um Lasten zu tragen — aber sie sind zu träg, um sich der Last anzubehalten. Darum tun sie, als sähen sie sie nicht.

Kennt ihr solche Leute? Kam zu euch nicht schon einer, der euch sagte: „Ich weiß gar nicht, warum ihr alle so sorgenvolle Gesichter macht? Ich mache mir keine Sorgen! Warum auch? Ich habe niemand im Hause, für den ich zittern muß. Mein Gehalt läuft weiter, und er reicht mir, wie er mir in Friedenszeiten gereicht hat. Denn ich habe gelernt, mich einzuschränken, und mit dem vorlieb zu nehmen, was da ist! Wenn man ein solch zufriedenes Gemüt hat, dann braucht man den Kopf doch wahrhaftig nicht zu hängen! Ich habe diese Sorte Menschen zum Ueberdruß oft gesehen.

Die es gar nicht verstanden, daß wir „anderen“ so groß fühlen wie — Volkstüm! Daß uns die Frühen der Verarmten auf Herz brennen bis in die tiefsten Träume hinein. Daß uns die armen Kinder, die mit ihren blassen, mageren Gesichtern genug erzählen von bitterem Mangel, nicht mehr froh werden lassen! Daß wir, wo wir gehen und stehen, die Angstseufzer der Frauen hören, die um ihre Männer und Söhne im Felde bangen und keine Nacht mehr schlafen können, weil sie den Todessehnen ihrer Liebsten zu hören meinen! Daß wir weinen müssen um so viel edles, junges Blut, das draußen in den Grund fließt, von unseren besten Jugendkräften, von den begabtesten Männern, die ein Schicksal und ein Reichthum unseres Volkes hätten werden sollen und uns entzogen sind durch diese rasende Wuth, mit der uns ein böser Nachbar angefallen hat. Daß wir uns Sorgen machen über das, was werden soll aus einem Volk, das durch alle diese Mangel und Notheiten des Krieges Jahre lang hindurch muß! — Ja, das können sie nicht verstehen, die nur an sich und ihr bishigen Heim und Frieden denken, und denen die „Anderen“ gleichgültig bleiben, wie sie ihnen früher gleichgültig geblieben sind. Die immer gar satt haben und über ihren Hausgütern nicht hinausschauen mögen. Die freilich lassen die Steine liegen und sammeln Blumen: die „Sinkende Dofst!“ der Selbstzufriedenheit wächst in tausenden von Exemplaren auf ihrem Lebensader.

Und eine andere Sorte von Menschen! Gepugt laufen sie ins Theater. Lachend sitzen sie an den Bierischen in den städtischen Konzerthallen. Im Massen strömen sie in das Kino und lassen sich Epithubengeschichten vorspielen, um ein bagliches Gruseln über den Rücken hinunterlaufen zu spüren. Ihnen müssen die Theater Bilder von lästernen Weibern und Männern zeigen, die so tun, als bestünde das Leben nur in der Verachtung des höchsten Gebots. Die würden heute mit den Massen vor dem Gesicht in den Tausenden der Großstädte herumspinnen, wenn nicht die Militärbehörde das — gottlob! — verboten hätte. Und weißt du, wie die sagen?

„Warum soll ich mir das Leben sauer machen? Es wird ja doch nicht anders, auch wenn ich in Sad und Asche sitze! Viel besser, ich genieße diese Tage, so gut es geht, dann werde ich auch keine Bente der Verzweiflung. Dann kann ich auch frohlich durchhalten! Wer immer ins Denloch guckt, sieht die ganze Welt als einen Mühsel an. Drum gucke ich in die Sonne und springe in der Sonne!“ Und dabei hören sie nicht auf die ernste Predigt, die Gott einem jeden unter uns mit Donnerworten hält. Das einzige Mal, das sie wirklich in die Stille geführt werden könnten, reihen sie unserm Gott aus, wie unartige Jungen, die dem Ruf der Mutter durchbrennen. Die große Zeit, die sie befinnlich und ernst machen könnten, verträdeln sie mit lauter Tollheiten oder Dummheiten oder Frechheiten. Ausgeblatene Noth! Ja — die lassen die Steine liegen, die sie tragen sollten, um Trankraft zu bekommen. Und tanzen um die Blumen herum, mit denen sie den Dnt besetzen — mit leeren Händen und leeren Herzen kommen sie heraus aus der Zeit die uns ein neues Herz und eine starke Hand schenken wollte! Nein — von dieser Art will ich nichts wissen.

Wer gibt es nur diese Art des Blumen sammelns mitten unter den Steinen? Dab! ihr noch nie etwas vom hl. Basilus gehört, der gesagt hat: „Die Leiden dieser Zeit sind nicht wert der Herrlichkeit, die an uns soll offenbar werden!“ Noch nichts von der göttlichen Frau, die auf ihrem Grabstein schrieb: „Der unterste Weg ist der beste!“ Ist das nicht auch die Art, die Steine tragen muß und dabei Blumen findet? Die an die Last herangeführt wird und lauter Segensfülle beschert erhält? Die mit gebogenem Nacken sich unter das Joch beugt und dabei Sonne übers Gesicht strahlen sieht?

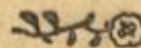
Die Art ist's, die ich begehre! Die weiß: „Gott ist es, der die Steine auf meinen Ader gelegt hat — und Gott ist es, der zwischen diesen Steinen Blumen sprießen läßt! Gott ist es, der mich zum Steine tragen ausgehend hat — und Gott ist es, der will, daß ich unterm Steine tragen Augen und Sinn für die Blumen erhalte und mich blide, sie zu pflanzen! Und weil es Gottes Wille und Werk ist, darum will ich mich frohlich von ihm führen lassen! Frohlich nehmen, was er bietet, erst die Steine — dann die Blumen!“

Darin sehe ich das wahre Heidentum des Glaubens: Blumen ernten unter den Steinen. Darin zeigt sich die kindliche Art des Glaubens: die getrost auf Gottes Hände sieht und fest dabei bleibt: „Gottes Herz geht nicht aus (auf das Wagnis der Steine, sondern auf das Segnen! Denn er hat nicht Gedulden des Leides, sondern Gedanken des Friedens!“ und darin zeigt sich die mütterliche Art des Glaubens, die entschlossen sich Hammer an Gottes führende Arme: „Wenn ich auch nichts sehe als Steine — er wird doch noch die Blumen sprießen lassen. Und je länger es währt, um so

fröhlicher wird die Freude an ihnen werden! Drum will ich mir das Warten nicht verdröhen lassen!“ Was wollten wir mehr, als daß etwas von diesem Heidentum des Glaubens unter anges Völl durchströmte, jetzt, wo der Ader des Volkslebens so voller Steine liegt, daß wir schier keine braunen Schollen mehr sehen, geschweige denn Blumen! Jetzt, wo alles vor uns nur Asch, Rot, Sorge, Angst, Tränen zu sein scheint und nirgends mehr etwas erleuchtet will von Freude und Erquickung. Jetzt muß diese Kindesart her: Steine muß ich tragen — aber Blumen werde ich finden! Das ist Gottes Beggel! Das ist Gottes letzte Ernte, die er uns schenken wird.

Wirklich — darum müssen wir immer wieder hingeführt werden. Wir hatten vielleicht das Herz zu sehr an Reuherliches gehängt. Wir waren zu sehr Menschen, die nur solange froh sein wollten, als der sichtbare Erfolg unserer Wassen Tag für Tag merkllich und glänzend sich zeigte. Drum ist uns die Zeit der Dunkelheit, des Wariens, doppelt schwer geworden. Und wir lassen die Köpfe nur zu schnell hängen, weil wir die Wege Gottes durch die morgens den Tage nicht sehen können.

Drum heißt es: den Blick auf das Allerletzte und Allergewisse gerichtet! Gottes Blütenregen über dem Steinader, Gottes neues Leben, das hervorspricht aus der Dürre und Not der Zeit, in der wir stehen. Machet die Augen auf, weilt auf, die Kinderaugen des Glaubens: sehet, die Blüten winken euch, die ihr den Rücken beugt zu den Steinen!



Treue Liebe

Erzählung von W. A. (Nachdruck verb.)

So recht inmitten weitgedehnter, von hohem Walde bedeckter Berge liegt in Böhmens Norden der kleine, aber trauliche Badeort Lieberda. Unsern davon, auf mächtigem Basaltselsen erbaut, ragt das Schloß Friedland kühn in die Lüfte, während das Abendläuten von der Haindorfer Klosterkirche gar wohl noch zu vernehmen ist und hell und rein herüberdringt.

Im zweiten Dezennium unseres Jahrhunderts, zu welcher Zeit unsere Geschichte spielt, stand auf mäßiger Anhöhe ein nettes Jägerhaus, dessen Giebel stattliche Hirschgeweihe zierten. War heimlich war es da oben und weit hinein schauen konnte man von hier aus in die Lande.

In dem freundlichen Stübchen herrschte heute ein rechtes Stilleben. Würzige Sommerluft drang durch das geöffnete Fenster und die fernen Gebirgszüge begannen sich bereits goldig zu säumen, denn schon sandte die Sonne mit ihrem leuchtenden und glühenden Abendrote der Erde ihre letzten Scheidegrüße. Während der Förster, ein kräftiger Mann in den besten Jahren, behaglich seine Pfeife rauchte und die blauen Rauchwolken zum Fenster hinausblies, blidte er eifrig spähend von Zeit zu Zeit hinab auf den Waldweg, der sich von Lieberda aus herauszog. Die Hausfrau saß ausruhend mit

in den Schoß gefalteten Händen auf der Ofenbank; ihr zu Füßen aber spielten die kleineren Kinder auf dem Fußboden. Nicht weit davon befand sich strickend des Jägers älteste Tochter Anna. Viehlich wie eine taufrische Rose war sie zu schauen, kaum das zehnte Jahr hatte sie erreicht und noch von allem Zauber des ersten Jugendalters war sie umfungen.

Den einen Teil des Zimmers nahm ein recht stattliches Klavier ein; für die damalige Zeit eben kein gewöhnlicher Anblick in einem Jägerhause; daselbe war ein Erbstück von des Försters verstorbenem Bruder, der Lehrer und Kantor in einem Nachbarorte gewesen und es sich während seiner letzten Lebensjahre hatte angelegen sein lassen, seine Kunst auf seine Nichte zu übertragen.

Nachdem der Förster abermals den Fußweg hinabgeblickt, begann er etwas ungeduldig:

„Ich möchte nur wissen, wo heut der Kapellmeister Weber bleibt? Es ist doch eigentümlich, wie man sich so schnell an einen Menschen gewöhnen kann, daß man ihn schwer vermisst, wenn man ihn einmal für kurze Zeit entbehren muß!“

„Dast recht, Alter,“ stimmte die Hausfrau bei, „es ist noch nicht lange her, daß der Weber hier weilte, um von der großen Anstrengung der letzten Monate in unserem Lieberda Erholung zu suchen und schier ist es mir, als verlebten wir schon viele Jahre mit ihm! Ich glaube bisher immer, nur in der Kirche könne man frohm und andächtig sein, aber wenn er so wunderbar auf dem Klaviere spielt, da ist es mir, als höre ich die lieben Englein selber musizieren und es wird mir ganz heilig zumute und vor Rührung muß ich manchmal recht bitterlich weinen!“

„Er weiß aber nicht nur rührende Musik zu erfinden, auch rechte Jägerlieder kann er machen, daß einem Waidmanne das Herz im Leibe lacht!“ rief begeistert der Förster.

„Dast auch recht!“ stimmte seine Frau bei; dann forderte sie ihre Tochter auf, eines dieser Lieder zu singen.

„Nicht gern, Mutter!“ sprach diese, indem sie sich erhob und an das Klavier setzte. Ihre Wangen waren sanft geröthet und gar wohl hatte das Tob, das die Eltern dem Kapellmeister gespendet, ihrem Herzen getan, denn unbewußt regte sich in demselben etwas, aus dem sie sich keine Rechenschaft zu geben wußte. Sie meinte, nur die Neigung zur Musik allein ziehe sie so allgewaltig zu dem fremden Manne, war das doch ein Klingen und Singen, wenn er sich auf dem Klaviere hören ließ, wie sie es zauber-voller sich nie geträumt. Und so gut und freundlich war er stets gegen sie gewesen und so schöne Lieder hatte er sie gelehrt, welche er für seine neue Oper komponierte; „Der Freischütz“ sollte dieselbe heißen. Unbemerkelt hatte die erste Liebe Einschr gehalten bei ihr mit all ihrer berausenden Wundermacht.

Nun begann sie mit lieblicher Stimme und tiefer Innigkeit zu singen, indem sie auf dem Klavier sich dazu begleitete:

„Durch die Wälder, durch die Auen
Hog ich leichten Sinns dahin!
Alles, was ich konnt erschauen,
War des sichern Rohrs Gewinn.“

Andächtig lauschten Vater und Mutter dem Gesange; sogar die Kinder hatten ihre Spiele unterbrochen und taten ein gleiches. Als das Mädchen zu Ende, rief der Förster beifällig: „Wo nur immer Menschen wohnen, muß diese Musik wie frischer, würziger Waldeshauch umwehen. So etwas kann man halt nur in unsern Bergen schreiben, wo die mächtigen Tannen rauschen; und ein solches Jägerlied, wie mein Volkslied, das erfindet man schon gar nimmer in den dumpfen Stuben, hinter dem warmen Ofen sitzend. Nach hundert Jahren noch, muß jeder echte und rechte Waidmann beim Namen „Weber“ den Hut ziehen und frohlich anstimmen: Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen!“

(Schluß folgt.)

Papier vergeuden, heißt das Durchhalten gefährden! Drum spare Papier!

Trost

Wenn alles eben käme,
Wie du gewollt es hast,
Und Gott dir gar nichts nehme
Und gäb dir keine Last:
Wie wärs da um dein Sterben,
Du Menschentind bestellt?
Du müdest fast verderben,
So lieb wär dir die Welt.

Nun fällt — eins nach dem andern —
Manch süßes Band dir ab,
Und heiter kannst du wandern
Gen Himmel durch das Grab.
Dein Jagen ist gebrochen
Und deine Seele hofft —
Dies ward schon oft gesprochen,
Doch spricht man's nie zu oft.

J. de la Motte-Fouquet.